Dennoch bleiben sie semantisch harmlos: Sie sind reine Rufnamen ohne tieferen Sinn. Nur regional hat «Put'ka» tatsächlich eine Bedeutung: Truthuhn. Im deutschsprachigen Raum wiederum ist «Putinfleisch» nicht nur ein wiederkehrender Tippfehler auf Speisekarten, sondern präsentiert sich etwa als Schriftzug auf Hoodies, illustriert mit einer gerupften Pute. In Russland hingegen wurden im Jahr 2017 Bikinis mit einer anderen Präsidenten-Geflügel-Kombi vertrieben: Darauf war Putin mit einer Gummiente in den Händen zu sehen. Lässt man bei Putin den Anfangsbuchstaben weg, meint man, es sei vom russischen Wort für Ente abgeleitet, und auf diese lautliche Assoziation gehen zahlreiche Kalauer zurück.

Schon früh war Putin der Märchenname «gadki putjonok» zugesprochen worden, also «hässliches Put-Entlein». Doch anders als im dänischen Märchen wurde das russische Entlein im Laufe der Zeit nicht etwa zum schönen Schwan, sondern nur noch hässlicher: Im Jahr 1999 erklärte Putin nach den vom Geheimdienst FSB orchestrierten Anschlägen in Moskau, man werde die Terroristen «in den Aborten kaltmachen»; dem Knastjargon entstammend, gelangte dieser Spruch zu zweifelhaftem Ruhm – und liess dessen Urheber prompt zum «WC-Put-Entlein» avancieren.

Die Zwerge im Kreml

Mit anderen animalischen und kaum schmeichelhafteren Namen war Putin schon während seiner Zeit beim Geheimdienst KGB bedacht worden, etwa «Graue Motte» oder «Zigarettenstummel» – vermutlich spiegelten sich darin seine Unscheinbarkeit und seine schmächtige Statur. Diese nahm man noch Jahre später, da er in den Kreml einzog, aufs Korn, indem man ihn «Gnom» und «Zwerg» taufte.

«Die Kremlzwerge» – so hiessen Putin und Medwedew zur Zeit ihrer scheinbaren Doppelregentschaft, die in der Namensfusion «Medwedoput» kulminierte. Es war dann Boris Johnson, der Putin mit dem verschrumpelten Schrumpfelf Dobby aus den «Harry Potter»-Filmen verglich. Deren Ähnlichkeit scheint derart frappant, dass manche spekulierten, Dobby sei nach Putins Vorbild geschaffen worden – und in Russland wollte man die Filmemacher dafür sogar juristisch zur Rechenschaft ziehen. Dass sich «Dobby» als Spitzname für Putin etablierte, war freilich nicht mehr zu verhindern. Seine dobbyartig glubschige Augenpartie verschaffte Putin überdies das griechisch-antik anmutende Attribut «Plötzäugiger» – die Plötze ist in Russland als Zubiss zu Wodka und Bier besonders verbreitet.

Solche Sprachkarikaturen konterkarierten Putins Machismo-Theater. Dieses musste ohnehin nach und nach dem Image eines zwar leicht tyrannischen, aber doch fürsorglichen Väterchens der Nation weichen: Der prollig-präpotente Kraftprotz wurde zum «Opa» – ein Wort, das im Russischen selten liebevoll, meist eher grob daherkommt, mehr «Oppa» als «Opa». Hinzu kam der rüde, schon für Lenin gebräuchliche «Glatzkopf», nochmals deftiger in Gestalt des doppelt maliziösen «Glatzzwergs». Und mit Blick auf Putins frühere Spionagetätigkeit ironisierte man ihn nun als den «greisen Tschekisten».

Nicht unbedingt frischer wirken liess ihn seine um dreissig Jahre jüngere Geliebte, die Turnerin Alina Kabajewa: Der Kontrast machte ihn umgekehrt zu «Kabajew dem Alten». Das suggerierte mit doppelbödiger Häme, er habe ihren Nachnamen angenommen, während er sie in Wahrheit noch nicht einmal heiraten wollte – «traditionelle russische Werte» hin oder her.

Genauso wenig halfen dem alternden Diktator die zahlreichen kosmetischen und schönheitschirurgischen Verjüngungsversuche – weder in optischer Hinsicht noch als Remedur gegen die Altersschmähungen. Ganz im Gegenteil: Aus dem «Opa» wurde nunmehr der «Botox-Opa». Und die ironisch-panegyrische Rede vom «Sonnengesichtigen» schien plötzlich auf die Form seines omnipräsenten Gesichtes anzuspielen, das durch unterspritzte Filler zum bleichen Rund aufgedunsen war.

Während dieser sogenannte «Kremlpatient» immer mehr ästhetische und medizinische Behandlungen zu benötigen schien, sorgte sich der politische Widerstand eher um seine geistige Gesundheit. So mit der Phrase «Opa, schluck Tabletten»: Einst mit ähnlicher Stossrichtung wie «Okay, Boomer» gebraucht, richtete man sich damit 2021 an Putin, um gegen die Inhaftierung von Alexei Nawalny zu protestieren. Dieser hatte schon zuvor, als Putin sich in seinen Bunkern vor Covid versteckt hielt, den «Botox-Opa» zum «Bunker-Opa» aktualisiert.

> Anders als im dänischen Märchen wurde das russische Entlein im Laufe der Zeit nicht etwa zum schönen Schwan, sondern nur noch hässlicher.

Bunker und Unterhosen

Der «Bunker-Opa» wiederum mutierte seit Kriegsbeginn immer häufiger zum «Bunker-Führer». Noch direkter war da nur die Personalunion «Putler», hin und wieder zu «Wladolf Waldemarowitsch Putler» erweitert. Diverse andere Autokraten, Diktatoren und Tyrannen dienten ebenfalls als Folie: «Kim Jong Pu», «Pugabe», «Putinescu» und «Putinochet», daneben «Caligula der Zweite», «Beinahpoleon» oder sogar «Vlad the Annexer».

«Wladimir Borgia» nannte man Putin, um ihn als Vergifter seiner Feinde vorzuführen – vor allem mit Blick auf Nawalny, dessen Unterhosen, gewiss auf höchstes Geheiss, mit dem Nervengift Nowitschok präpariert worden waren. In seinem letzten Wort vor Gericht erfand Nawalny deshalb einen weiteren königlichen Beinamen für seinen Widersacher: «Es gab Alexander den Befreier und Jaroslaw den Weisen, nun werden wir auch Wladimir den Unterhosenvergifter haben.»

Nicht minder royal klang die Titulatur «Zar Wladimir der Nullte» – ein Ausdruck von vielen, die Putins Bestreben persiflierten, sich für immer und ewig auf Russlands Thron zu behaupten: 2020 ratifizierte die Staatsduma eine Gesetzesnovelle zur «Nullifizierung der Amtszeit», die es dem Präsidenten erlaubte, sein Amt über mehr als zwei Fristen hinweg zu bekleiden. Das bescherte Putin den obigen Herrschertitel nebst weiteren Variationen – zum Beispiel «obnuljator», also etwa «Nullifizierer». Aus gleichem Grund beschwört man Putin noch heute raunend als den «Unablösbaren».

Pointierter ist allerdings die geschickte Abwandlung von «president» zu «peresident», also vom «Vorsitzenden» zum «Übersitzenden». Wie von einem Produkt, dessen Haltbarkeitsdatum überschritten ist, spricht man von ihm als dem «Verfallenen» oder «Abgelaufenen». Immerhin preist man ihn aber auch als «Garanten der Instabilität» angesichts seiner von Krisen und Katastrophen geprägten Dauerherrschaft. Und deren herbeigesehntes Ende antizipiert der Name «Kaputin». Diesen Spottnamen darf man allerdings auch auf die Zerstörungswut des rasenden Präsidenten beziehen, womit er sich auch in der Bedeutung dem klangähnlichen «Chaputin» annähert. Im Letztgenannten wird das ukrainische oder russische Verb für raffen, schnappen hörbar: Kleptokratie, Korruption und Landraub gehören also zum Wesen «Schnapputins».

Auf seine verbrecherischen Qualitäten zielt eine eigene Gruppe von Verbalinjurien ab – die sich damit der Ursprungsbedeutung seines echten Namens annähern. Verehrer und Patrioten schliessen «Putin» zwar gern an das Wort «puti», also Weg, an: Er sei der Mann, der Russland auf den richtigen Weg führen werde, in eine herrliche Zukunft, zurück zu imperialer Grösse, als Wegweiser und Wegbereiter einer neuen Ära. Geradezu gegenteiligen Sinn offenbart allerdings – laut der Philologin und Lyrikerin Olga Sedakowa – die tatsächliche Etymologie, die wirkliche Herkunft des Namens: Er gehört zur Wortfamilie um «puty» und hat also mit Ketten, Fesseln, insbesondere Fussfesseln zu tun. Nomen est omen: Nicht nur Putins geistiger, sondern auch sein sprachlicher Kern steht im Bannkreis von Gefangenschaft, Straflager, Verbrechen und Unrecht.

Im Dunstkreis der Mafia

Der Präsident wird insofern durchaus treffend als der oberste Mafioso Russlands verstanden und beispielshalber als «Kremlpate» tituliert. Von seiner Brutalität ist eine abermalige Zwergvariation inspiriert, nämlich der «Blutige Zwerg», der mit dem englischen «Bloodymir» korrespondiert. Vor allem aber kann das russische Wort für Leiche, «trup», erstaunlich leicht in seinen Namen hineingelesen werden: «Trupin». Mit derart martialisch-morbiden, sprachdrastischen Formeln sollen Putins Greuel auf den Begriff gebracht werden.

Andere stellen umgekehrt Putins Nichtigkeit mokant aus und strafen ihn mit totaler Geringschätzung. Da wäre etwa die Verstümmelung von «Putin» zum bedeutungslosen, lächerlichen, winzigen «Pu», das nicht selten in der sarkastisch-paradoxen Kombination «der grosse Pu» auftritt. Genauso wie «russland», «kreml» und ähnliche Wörter wird «putin» zum Zweck der Herabsetzung oft einfach kleingeschrieben, in der Ukraine sogar vonseiten staatlicher Organisationen und zumal der Presse. Omnipräsent ist im Internet übrigens auch «puten» – eine subversive, despektierliche Falschschreibung, in der Aussprache kaum hörbar.

Deutlicher wird hingegen das angeekelte «Pfuitin». Und noch weitaus deutlicher das blamable «Bljadimir», worin die erste Silbe von Wladimir durch eine obszöne Partikel ersetzt ist. Manchmal ergänzt «Bljadimir» die verschiedenen Verunglimpfungen des Nachnamens – darunter die wohl beliebteste und zugleich derbste: «Puilo». Zu einem Wort verdichtet findet sich darin der Spruch «Putin – chuilo!», der, von ukrainischen Fussballfans erfunden, Putin mit einem höchst unflätigen phallischen Schimpfwort belegt.

Auch wenn all diese Verunglimpfungen in Russland zunehmend geahndet werden – dem Regime kann Majestätsbeleidigung kaum gefährlich werden, und leider hat noch so scharfer Spott bislang keine einzige Diktatur zu Fall gebracht. Andernfalls wäre der Kriegsverbrecher Putin längst auf seine Namensherkunft verwiesen und läge in Ketten – «puty».

Alexander Estis, geboren 1986 in Moskau, ist Schriftsteller und lebt in der Schweiz. 2020 erschien sein «Handwörterbuch der russischen Seele».

Mit dem russischen Geheimdienst im Nacken

Wassili Grossman beschreibt eine Reise nach Armenien im Jahr 1961

ULRICH M. SCHMID

Das Buch «Armenische Reise» war ein Trostpreis für den sowjetischen Schriftsteller Wassili Grossman. Im Februar 1961 musste er die grösste literarische Niederlage seines Lebens einstecken. 1960 hatte er das Romanmanuskript zu seinem Weltkriegsepos «Leben und Schicksal» bei zwei führenden sowjetischen Literaturzeitschriften eingereicht. Es kam allerdings nicht zu einer Veröffentlichung, weil Grossman es in seinem Roman gewagt hatte, eine Parallele zwischen der Nazidiktatur und dem Stalinismus zu ziehen.

Zwar machte sich in der sowjetischen Kulturpolitik ein zaghaftes Tauwetter bemerkbar, es gab allerdings weiterhin rote Linien. Auf besonders schmerzhafte Weise erfuhr dies Boris Pasternak, der nach einer beispiellosen Hetze 1958 auf den Nobelpreis für seinen Roman «Doktor Schiwago» verzichten musste.

In der Causa Pasternak behielt der Kreml zwar die Oberhand, das Ansehen der Sowjetunion im Ausland hatte jedoch stark gelitten. Deshalb ging man bei Grossman behutsamer vor. Im Februar 1961 beschlagnahmte der Geheimdienst das Romanmanuskript. Danach lud Michail Suslow, der Chefideologe des Kremls, den Verfasser zu einem Gespräch ein, in dem er ihm erklärte, «Leben und Schicksal» könne «frühestens in zweihundert Jahren» in der Sowjetunion veröffentlicht werden.

Immerhin wurde die bittere Pille versüsst: Grossman erhielt den Auftrag, die russische Übersetzung eines armenischen Romans zu redigieren. Auf einer zweimonatigen Reise Ende 1961 konnte er sich selbst ein Bild von Armenien machen. Entstanden ist dabei ein ebenso sprachmächtiger wie hellsichtiger Bericht, der nun in der schnörkellosen Übersetzung von Christiane Körner erstmals auf Deutsch vorliegt.

Grossman beschreibt in der «Armenischen Reise» nicht einfach seine Eindrücke aus einer fremden Kultur. Er achtet genau auf die dramatische Komposition, er schürzt den Knoten gekonnt und wählt eine denkbar pikante Ringstruktur für seine Erzählung. Seine Reise beginnt und endet mit der verzweifelten Suche nach einer Toilette, weil der Genuss der exotischen Speisen die Verdauungsmöglichkeiten seines Darms sprengt.

Selten wurden die Epiphanie eines Aborts und die darauffolgende Erleichterung mit so feiner Ironie beschrieben: «Dichter und Schriftsteller versuchen seit Jahrtausenden auf Papier festzuhalten, was Glück ist … Es war ein stilles Glück, das dem Schaf, dem Stier, dem Menschen, der Meerkatze gleichermassen offensteht. Musste ich bis zum Ararat reisen, um es zu verspüren?»

Existenzielles Erlebnis

Tief beeindruckt ist Grossman von der Dominanz der Steine in Armenien. Augenzwinkernd kommentiert er seine ersten Eindrücke von den allgegenwärtigen Felsen, die sich auf Geröllhalden erheben: «Manchmal wird ein grauer Stein lebendig, bewegt sich. Es sind Schafe. Auch sie entstammen Steinen und wahrscheinlich fressen sie Steinkrümel und trinken Steinstaub.»

Der Aufenthalt in Armenien wird für Grossman eine existenzielle Erfahrung, die ihn gleichermassen mit Sterben und Leben konfrontiert. Nach einem Trinkgelage wacht er schweissgebadet in seinem Hotelzimmer auf und macht eine Nahtoderfahrung durch. Ganz offensichtlich folgt hier Grossman ein weiteres Mal seinem Schriftstelleridol Leo Tolstoi. Bereits das Kriegsepos «Leben und Schicksal» hatte er bewusst nach dem Vorbild von «Krieg und Frieden» modelliert. Die Präsenz des Todes in Grossmans Armenien-Buch verweist auf Tolstois Erzählung «Aufzeichnungen eines Wahnsinnigen». Hier verarbeitet Tolstoi seine Horrorerfahrung in einem Provinzhotel, als in der Nacht plötzlich der Tod in seinem Zimmer auftaucht und ihn anspricht.

Grossman wird Zeuge einer Hochzeit auf dem Lande, auf der zwei junge Menschen in einem strengen Ritual einen gemeinsamen Haushalt begründen müssen. Zu lachen gibt es für das Paar wenig, dafür feiern die Dorfbewohner umso ausgelassener. Die Trinksprüche arten in lange Reden aus, in denen aber nicht das Glück des Liebespaars im Vordergrund steht, sondern das jahrhundertealte Leiden des armenischen Volkes. Für Grossman ist klar: Gerade die schmerzhafte Erfahrung des Genozids von 1915 lässt die Armenier den Wert von Familie, Geburt und Leben besonders schätzen.

Stalinistische Erfahrung

Grossmans Erfahrung der Sowjetunion war im Wesentlichen eine stalinistische Erfahrung. Erst acht Jahre waren seit dem Tod des blutigen Tyrannen vergangen, als Grossman sich nach Armenien aufmachte. Bei der Ankunft in Erewan begrüsst ihn eine gigantische Stalin-Statue, die durch «Spenden» aus dem armenischen Volk errichtet worden war. Er notiert sich aus seinen Gesprächen nur ein Wort über den Diktator: «mama dsaghli» – «Hurensohn».

Entsprechend unpopulär war die Statue, über deren Zukunft man intensiv diskutierte. Ein alter Mann, der schon viele Machtwechsel erlebt hatte, schlägt vor, das Denkmal nicht zu zerstören, sondern nur zu demontieren: «Es wird vielleicht nochmals gebraucht, wenn es eine neue Regierung gibt, und dann müssen wir unser Geld nicht schon wieder hergeben.»

Eine Rache am sowjetischen Literaturbetrieb mochte sich Grossman jedoch nicht verkneifen. Am Ende seines Berichts lobt er die armenische Feinfühligkeit für den Holocaust und kontrastiert sie mit der offiziellen Tabuisierung des jüdischen Leidens in der Sowjetunion. Diese Kritik führte dazu, dass die «Armenische Reise» nur im fernen Erewan, nicht aber in Moskau erscheinen konnte. Für Wassili Grossman blieb es aber ein kleiner Sieg über den Staatsmoloch.

Wassili Grossman: Armenische Reise. Aus dem Russischen übersetzt und mit einem Nachwort von Christiane Körner. Claassen-Verlag, Berlin 2024. 206 S., Fr. 34.90.

> Grossman wählt eine denkbar pikante Ringstruktur für seine Erzählung. Seine Reise beginnt und endet mit der verzweifelten Suche nach einer Toilette.